

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 290.

Donnerstag, 12. Dezember.

1929.

(4. Fortsetzung.)

Die verschwundene Handschrift.

Roman von Hanns Zomar.

(Nachdruck verboten.)

Wendler brummte als Antwort etwas Unverständliches vor sich hin. Dann trat er wieder seinen berühmten Weg zum Fenster an.

„War eigentlich Doblinger mit dem verstorbenen Schriftsteller Torwaldsen bekannt?“, fragte Kreisler.

„Freilich war er das. Doblinger war ja derjenige, der weitauß die meisten Werke Torwaldsens verfilmt hat. Das gibt doppelt zu denken.“

In diesem Moment klopfte es an die Tür.

Beide Herren rissen zu gleicher Zeit: „Herein!“

Zu Wendlers nicht geringem Erstaunen betrat Frau Torwaldsen das Zimmer.

„Sie kommen zu mir ins Bureau, gnädige Frau?“, sagte er, während er ihr die Hand reichte und einen Platz anbot. „Dann ist Ihnen wohl noch etwas Wichtiges eingefallen, was Sie vergessen hatten, mir zu sagen?“

„Nein, nein, das eigentlich nicht.“

„Aber vielleicht eine eigene Kombination?“

„Auch nicht, etwas viel Wichtigeres.“

„Sie machen mich in der Tat neugierig, denn ich muß offen gestehen, daß ich auf neues Material warte wie der Teufel auf die arme Seele.“

„Was ich Ihnen zu erzählen habe, dürfte allerdings auch interessant genug für Sie sein. Denken Sie, Matthias Doblinger ist doch der Dieb!“

Der Kommissar legte unwillkürlich seine Zigarre beiseite und blickte Frau Torwaldsen äußerst verdutzt an.

„Haben Sie irgendwelche positiven Beweise dafür gefunden?“

„Allerdings. Hören Sie zu: Heute morgen meldete mir das Dienstmädchen, daß mich ein Herr persönlich zu sprechen wünsche. Ich dachte, es sei vielleicht jemand von der Kriminalpolizei und ließ ihn also ohne weiteres vor. Nun stellte es sich heraus, daß dieser Herr allerdings kein Kriminalbeamter, sondern ein gewisser Harald Triebler, der Schwager Matthias Doblingers, war.“

Kommissar Kreisler rückte jetzt ebenfalls näher mit seinem Stuhl heran.

„Nicht wahr, das hätten Sie nicht erwartet, meine Herren?“, fuhr Tilla Torwaldsen lachend fort. „Aber das ist noch nicht alles, hören Sie weiter: Dieser Mann, der übrigens einen sehr guten Eindruck machte, erzählte mir nun, er wisse, wer der Dieb des Filmmanuskriptes sei und habe auch Beweise dafür in der Hand. Als ich ihn darauf aufforderte, mir doch ja alles zu erzählen, was er wisse, sagte er mir glatt heraus, es sei sein Schwager Matthias Doblinger. Einige Tage vor dem Tode meines Mannes habe er zufälligerweise ein Gespräch gehört, das Doblinger mit meinem Manne in dem Bureau der Stella führte. Der Inhalt des Gesprächs betraf den Film „Hochzeit in Hollywood“.“

Einige Tage nach dem Tode meines Mannes erschienen bekanntlich in allen größeren Tageszeitungen Notizen darüber, daß im Nachlaß ein Manuskript zu einem neuen Film vermisst werde. Ebenso wurde schon damals die Vermutung ausgesprochen, daß es sich möglicherweise um einen Diebstahl handeln könne.

Diese Notizen hatte Harald Triebler gelesen, freilich, ohne sich im Augenblick etwas Besonderes dabei zu denken. Als er aber vor etwa einer Woche den Film „Hochzeit in Hollywood“ im Palast-Theater sah, erinnerte er sich plötzlich wieder daran, und ebenso an das Gespräch, das er im Bureau der Stella belauscht hatte.

Er ging darauf sofort zu seiner Schwester und erzählte ihr von seinen Entdeckungen. Diese war natürlich aufs höchste bestürzt und wollte das Ungeheuerliche zunächst gar nicht glauben. Sie versprach ihm, noch am gleichen Abend den Gatten zur Rede zu stellen und je nachdem die selbstverständlichen Konsequenzen zu ziehen.

Seltsamerweise hatte nun Harald Triebler seit diesem Tage noch nichts wieder von seiner Schwester gehört, so daß er annehmen mußte, Doblinger habe ihr ein Märchen aufgebunden, das sie glaubte. Daß er aber wirklich der Schuldige war, stand fest, denn Harald Triebler erhielt am nächsten Tage von seinem Schwager einen Scheff über zehntausend Mark. Das sollte natürlich Schweigegeld sein.

Sie sehen also, meine Herren“, schloß Frau Tilla ihren Bericht, „daß an der Schuld Matthias Doblingers ernstlich kein Zweifel mehr bestehen kann.“

Beide Herren hatten den Worten der jungen Frau mit ständig wachsendem Interesse zugehört.

Kommissar Wendler war wie ausgewechselt. Seine schlechte Laune war im Nu vorbei.

„Warum ist dieser Herr Triebler nicht gleich selbst mit auf die Kriminalpolizei gekommen?“

„Das ging leider nicht, er mußte noch heute in wichtigen Geschäften nach Hamburg reisen. In spätestens drei Tagen wird er jedoch wieder hier sein.“

„Hm, das ist schade. Trotzdem kann ich inzwischen schon die Verhaftung Doblingers vornehmen.“

Da mischte sich plötzlich Kommissar Kreisler in die Unterhaltung.

„Machen Sie keine Dummheiten, Kollege“, sagte er in seiner ruhigen, etwas sarkastischen Art. „Nur keine Übereilung. Der Mann läuft Ihnen im ganzen Leben nicht davon; außerdem können Sie ja jeden seiner Schritte überwachen lassen.“

Wendler blickte unwillig auf.

„Ich wußte wahrlich nicht, worin eine Übereilung liegen sollte, wenn ich Doblinger noch heute verhaften. Die Schuld ist so gut wie erwiesen. Eine Verhaftung ist also meine Pflicht, wenn ich nicht ein Verschleierungsmäövè von Seiten Doblingers direkt unterstützen will.“

Kommissar Kreisler lächelte fein.

„Mein lieber Wendler, bedenken Sie bitte zweitens: Erstens, wenn eine Schuld so gut wie erwiesen ist, ist sie noch nicht erwiesen. Das wissen Sie so gut wie ich. Zweitens, die ganze Geschichte wird sofort ein anderes Wissen gewinnen, wenn Sie mir gestatten, daß ich einige Fragen an Frau Torwaldsen richte.“

Wendler warf seinem Kollegen als Antwort nur einen bitterbösen Blick zu, den Kreisler mit einem verbindlichen Lächeln quittierte.

Auf dieser Basis verkehrten die beiden schon seit

Jahren. Dabei schätzten sie sich einander hoch ein und hielten gute Kameradschaft.

„Nun, wie ist es, haben Sie vielleicht etwas gegen meine Einmischung?“, fragte Kreisler.

„Nicht das geringste. Fragen Sie die gnädige Frau, was Sie Lust haben. Aber Doblinger wird heute noch verhaftet, dabei bleibt es!“

Kommissar Kreisler achtete gar nicht auf die letzten, besonders betonten Worte seines Kollegen, sondern wandte sich direkt an Frau Tornwaldsen.

„Zunächst möchte ich Sie gleich von vornherein bitten, meine Fragen nicht als hochnotpeinliches Verhör auffassen zu wollen, gnädige Frau. Nehmen Sie es auch bitte nicht als Beleidigung auf, wenn ich Sie ersuche, auf meine Fragen mit der vollen Wahrheit zu antworten. Nein, nein“, wehrte er lachend ab, als er sah, daß Frau Tilla eine hastige Bewegung machte, „so meine ich es nicht. Nicht, daß ich glaube, Sie wollen mich belügen. Aber man kann auch etwas verschweigen, verstehen Sie mich, vor allem, wenn man jemand ein Versprechen oder so etwas ähnliches gegeben hat. Nun, wir werden ja sehen. Zunächst also eine Frage von geringer Bedeutung: Hat Ihnen Harald Triebler den Scheid gezeigt, den er von seinem Schwager erhielt?“

„Er zeigte mir nur das Kuvert. Ich erkannte Doblingers Handschrift darauf. Den Scheid selbst hatte er schon eingelöst. Also konnte er ihn mir nicht gut zeigen.“

„Aha, das ist ja ausgezeichnet. Ich komme schneller ans Ziel, als ich annehmen konnte. Sagen Sie, bitte, kam Ihnen das nicht einigermaßen merkwürdig vor?“

Frau Tilla machte ein Gesicht, als verstehe sie nicht recht, was der Kommissar meinte.

„Nein“, sagte sie dann, „ich wußte nicht, wieso.“

„Nun, wenn ich heute weiß, der und der hat das und das begangen, und derjenige weiß wiederum, daß ich von seinen Übelstatten unterrichtet bin und schickt mir ein Schweigegeld, was habe ich dann zu tun, wenn ich ein Ehrenmann sein will? Das Geld als willkommene Gabe annehmen?“

Jetzt glitt es wie ein schnelles Verstehen über Tillas Gesicht.

„Ja, ja, freilich, jetzt verstehe ich vollkommen, was Sie meinen. Wie konnte es nur passieren, daß mir das nicht gleich auffiel? Der Mensch kann allerdings nicht viel wert sein.“

„Vor allem, wo er seinen Schwager trotz des angenommenen Schweigegeldes verraten hat“, ergänzte Kreisler. „Einen vornehmen Charakter nenne ich das! In der Tat!“

„Allerdings, Sie haben vollkommen recht. Nur der großen Erregung, in der ich mich begreiflicherweise befand, ist es zuzuschreiben, daß ich nicht gleich stutzig wurde über die Qualitäten dieses Herrn.“

Sie kann einen Augenblick nach. Dann führ sie fort:

„Aber schließlich kann es mir ja gleich sein, was dieser Triebler in moralischer Beziehung wert ist. Hauptache ist ja schließlich, daß seine Angaben in Bezug auf den Manuskriptdiebstahl stimmen. Und daß er hierin die Wahrheit gesprochen hat, davon bin ich vollständig überzeugt. Jetzt sogar mehr als vorhin, denn ich glaube mich nun auch zu erinnern, daß Triebler für einen Moment rot wurde, als ich ihn nach dem Scheid fragte, und daß er in eigentümlich-verlegener Hast seine Antwort gab. Sicherlich fühlte er schon das Unüberlegte seiner Worte, während er noch sprach.“

„Das kann leicht möglich sein“, entgegnete Kreisler. „Er hatte sich wahrscheinlich auf diese Frage nicht vorbereitet und mußte so unfreiwillig die Wahrheit sagen. – Nun aber eine andere Frage: Hat Sie Triebler bei seinem Besuch in irgendeiner Weise —, na, sagen wir angepumpt?“

Frau Tilla wurde sichtlich verlegen.

„Ich verstehe nicht ganz. Wie meinen Sie das, Herr Kommissar?“

„Immer genau so, wie ich es sage“, klang es sarkastisch als Antwort zurück. „Sehen Sie, gnädige Frau, jetzt sind wir an dem Punkte, den ich vorhin

meinte, als ich Sie bat, ja die volle Wahrheit zu sagen. Aber damit Sie mich besser verstehen lernen, will ich nicht länger mit meinen Kenntnissen hinter dem Berg halten und Ihnen sowie meinem Kollegen Wendler erklären, weshalb ich mich in die ganze Sache einmischt. Harald Triebler ist mir nämlich nicht ganz unbekannt. Er ist ein ziemlich dünnler Ehrenmann, berufsmäßiger Glücksspieler und wird seit einiger Zeit von der Polizei beobachtet, da er in dem Verdacht steht, dann und wann das Glück etwas eigenmächtig zu „verbessern“. Ich bin ihm schon lange auf den Fersen und weiß deshalb auch, daß er es versteht, sich auf die unglaublichesten Weisen Geld zu verschaffen, wenn er wieder einmal alles verspielt hat. Also wie ist es, gnädige Frau, hat er auch bei Ihnen sein Glück versucht?“

Jetzt wurde Frau Tilla sichtlich nervös, antwortete aber nicht.

Beide Kriminalisten drangen in sie und batzen sie, ihnen ja anzuvertrauen, ob sie Harald Triebler Geld gegeben oder ob er sie wenigstens darum er-sucht habe. Endlich ließ sie sich zum Sprechen bewegen.

„Mein Gott“, sagte sie, „wer hätte das wissen können, daß es so mit diesem Manne steht? Er machte mir aber einen durchaus vertrauenerweckenden Eindruck, außerdem erschien er mir als ein Retter in der Not. Kurz und gut: Ich habe ihm einen Scheid über tausend Mark gegeben. Er wollte mit diesem Geld einen Angestellten seines Schwagers bestechen, der in der ganzen Uffäre eingeweiht sein muß, sagte er mir. Jetzt kann ich allerdings nicht mehr an die Wahrheit dieser Worte glauben. Sicherlich wird er das Geld für sich verwenden. Darum bat er mich also auch, der Kriminalpolizei gegenüber vorläufig nichts von diesem Bestechungsmanöver zu erwähnen. Oh, war ich doch naiv und leichtgläubig!“

„Diesen Vorwurf kann ich Ihnen allerdings auch nicht ersparen“, entgegnete Kommissar Kreisler. „Sie haben sich in der Tat sehr leicht überrumpeln lassen. Nun, was geschehen ist, ist nun mal geschehen. Ich werde Triebler jedenfalls sofort sehr stark beschatten lassen, damit ich über jeden seiner Schritte unterrichtet bin. An seine Reise nach Hamburg glaube ich übrigens nicht. Das war bestimmt nur eine faule Ausrede.“

Jetzt mischte sich auch Kommissar Wendler wieder in die Unterhaltung.

„Die Hauptache für mich besteht augenblicklich darin“, sagte er, „herauszubekommen, ob Harald Triebler tatsächlich mit seiner Schwester über das gestohlene Filmmanuskript gesprochen hat und ob Matthias Doblinger wirklich daraufhin seinem Schwager den Scheid schickte. Ich werde das am leichtesten erfahren, wenn ich sofort Frau Doblinger aussuche und sie zu überrumpeln trachte.“

„Ich fürchte jetzt doch beinah, daß es gar nicht wahr ist“, beruhigte Sie sich, gnädige Frau, es wird doch so sein. Ganz aus der Lust gegriffen war die Erzählung Harald Trieblers sicher nicht. Freilich, große Abstriche wird man aller Wahrscheinlichkeit nach machen müssen. Aber jetzt möchte ich keine Minute mehr versäumen und sofort zu Frau Doblinger hinausfahren.“

Er erhob sich und nahm Hut und Mantel. Frau Tilla stand ebenfalls auf und verließ mit dem Kommissar das Zimmer.

Kommissar Kreisler blieb allein zurück.

Lange Zeit saß er unbeweglich auf seinem Sessel. Dann schüttelte er plötzlich unwillig den Kopf und zündete sich eine Zigarette an.

Es war am Abend des gleichen Tages.

Hans Tornwaldsen saß mit seiner Schwägerin am Abendbrottisch. Er war am Nachmittag mit Kommissar Wendler zusammengewesen und berichtete nun von dessen Besuch bei Frau Doblinger.

„Also denke dir“, sagte er, „als Wendler dieser Frau Doblinger auf den Kopf die ganze Geschichte mit dem Scheid und dem vorausgegangenen Gespräch mit ihrem Bruder zusagte, wurde sie ganz verwirrt und

gab schließlich zu, daß ihr Bruder etwas von einem Film erwähnt habe. Allerdings stritt sie auf das entschiedenste die Art und Weise ab, in der Harald Triebler mit ihr darüber nach seiner eigenen Schilderung gesprochen haben wollte, sondern behauptete vielmehr, er habe den Film in einer drohenden Weise erwähnt, nachdem sie ihm einen Pumpversuch abschlägig beschieden hatte. Nun kommt aber erst das Interessanteste: Frau Doblinger will nämlich nichts von dem Schei wissen, den ihr Mann an Triebler geschildert hat. Ja, sie leugnet sogar auf das bestimmteste, ihrem Manne ein Wort von ihres Bruders Drohungen gesagt zu haben. Sie behauptet vielmehr stief und fest, sie habe ihrem Manne nur erzählt, Harald Triebler sei schon wieder bei ihr gewesen, um sie um Geld anzugehen. Anscheinend sei er wieder einmal völlig auf dem Trockenen. Weiter will sie kein Wort gesagt haben.

„Und wäre diese Vesari vielleicht auch möglich?“, warf Frau Tilla ein. „Ist die ganze Geschichte mit dem Schei vielleicht doch nur aus der Lust gegriffen?“

„Nein, sie ist tatsächlich geschehen. Als Wendler nämlich aus Frau Doblinger alles herausbekommen hatte, was eben herauszuholen war, fuhr er schnell nach der Stella-Gesellschaft und verhörte Matthias Doblinger höchst persönlich über die Scheiaffäre. Doblinger soll dabei noch bedeutend aufgeregter gewesen sein als das letztemal.“

(Forts. folgt.)

„Der Neugierige.“

(Ein nächtliches Drama auf der Straße.)

Von A. M. Fren.

Ein Mann, der sehr neugierig war, spähte eines Nachts von einer schnell fahrenden Straßenbahn aus in eine dunkle Seitengasse hinein, in der undeutlich Bewegung, Gelauf und Zusammenprall dreier Menschen sich abspielte. Nun fiel auch ein Schuß — aber schon war man vorbei. . . Was mochte vor sich gehen? Den Herrn beschäftigte die Frage brennend. Fast so sehr, als beträfe sie sein eigenes Leben. Und — gewiß — sie tat es auch, er fürchtete, nicht schlafen zu können, nun er heim käme, falls er nicht vorher erfülhre, was sich dort hinten begab oder schließlich schon begeben hatte.

Es war gegen ein Uhr. Der Neugierige sah sich als einzigen Fahrgäst in dem Wagen, der seine letzte Tour möglichst schnell absolvierter, denn Führer und Schaffner wollten den Dienst hinter sich haben.

Jener dachte daran, abzuspringen; er mußte den Plan gleich wieder aufgeben; die Bahn fuhr mit Buggeschwindigkeit in einem menschenleeren Außenbezirk der Stadt dahin. Leider konnte er auch mit niemandem reden über seine Beobachtung. Er stand auf der hinteren Plattform, der Schaffner aber, der eigentlich neben ihm hätte sein müssen, weilte vorne beim Wagenführer und schwätzte dort verbotenerweise. Ob auch sie die Seitengasse beobachtet hatten und darüber redeten, konnte der Einfaime nicht feststellen.

So mußte er warten bis zum nächsten Haltepunkt. Auch hier wäre er kaum glücklich herausgekommen, denn der Führer zeigte sich geneigt, durchzufahren. Der Schaffner hatte ihm kein Zeichen gegeben, daß gehalten werden müsse, weil er wußte, der einzige Fahrgäst wolle erst am Balduinplatz aussteigen — und bis dahin war es noch weit.

Immerhin durchglitt der Wagen die Bedarfshaltestelle langsam, und der Neugierige konnte es wagen, die Plattform zu verlassen. Er tat es, fluchend auf die Unachtsamkeit des Bahnpersonals, dem gegenüber er natürlich nicht verantwortet war, sein ursprüngliches Programm einzuhalten — und wäre beinahe hart zu Fall gekommen, denn er war kein allzu junger, sel tener Mann mehr — ein Herr von vierzig Jahren. Nur dadurch, daß er kräftig trabte, konnte er den Wurf nach vorn, der in ihm stieß und ihn platt auf den Boden schleudern wollte, paralyzieren und sich aufrecht halten. Er tat, dahin gerollt, ein paar mächtige Säze, dann konnte er bremsen, die ganz ungewünschte Laufrichtung in die entgegengesetzte abändern und jener Seitengasse entstreben.

Die Gegend war ihm so gut wie unbekannt. Er fand sich nicht gleich zurecht. Um ihn her war es völlig still und einsam. Nichts als der Hall seiner eigenen eiligen Füße kam von den schlappenden Häuserwänden zurück.

Dort mußte es sein; jene Ecke dort gehörte zu der verächtlichen Seitenstraße. Aber er wußte nicht ganz bestimmt, ob es diese oder die übernächste sei. Merkwürdig war, daß auch sie vollkommen ruhig zu liegen schien. Es waren doch

noch keine fünf Minuten vergangen, seit in ihr ein rätselhafter Aufruhr getobt hatte?

Jedenfalls war es angebracht, vorsichtig zu sein. Die Augen pfiffen, streckte man den Kopf besser sah hin. Weshalb setzte er sich dem überhaupt aus? — Er hatte keine Zeit, nachzudenken, er fuhr sich vorwärts getrieben.

Dort, wo die schmale Gasse die breitere Straße, die mit dem Schienenstrang, durchschnitt, hing an kreuzweise gespannten Drähten eine elektrische Lampe. Der Neugierige erinnerte sich, daß sie allein Licht in den Seitenschacht warf, der im Hintergrund völlig dunkel sein musste. Denn wie auf einer Bühne vor schwarzer Wand hatten die halb beleuchteten Figuren agiert, als er so eilig daran vorbeigelaufen war.

Nur das Aufblitzen des Schusses — einziger Funken in der Finsternis — war ihm hell in die Augen gefahren, oder bildete er sich das nachträglich ein? Er schauderte. Heutige Feuerwaffen blitzen doch gar nicht mehr auf, sagte er sich. Aber der Knall — den Knall habe ich bestimmt gehört, mochte die ratternde Straßenbahn auch noch so lautem Lärm mir in die Ohren werfen!

Man muß helfen — vielleicht kann man helfen! trieb er sich an, weil ihn stärker ein klebriges Gefühl, ein Jörgen überfiel, das ihm nicht weniger unerträglich schien als eben noch sein brennendes Interesse. Das war eine Frau gewesen, die stand geduckt — und dann einer, der warf die Hände hoch, und im selben Augenblick fiel ihm der Hut nach rückwärts, ein brauner, steifer Hut, es sah albern aus, als ob ein Löffel siele — der muß den Schuß bekommen haben von dem Dritten, der gegen ihn anlief . . . so war es!

Vielleicht liegt der Geschossene, der Ersthessene, allein auf dem Pflaster? Deshalb diese grauenhafte Stummheit! Unbedingt muß man nachsehen.

Eigentlich wollte er gar nicht. Seine Nerven wollten durchaus nicht. Für Sekunden zitterte er so, daß er sich an die Häuserwand lehnen mußte. Niemand kam. Die Lampe brannte, zuckte einmal auf, wie unter einem Schmerz, als habe sie einen Stich bekommen — oder einen lautlosen Schuß — brannte wieder unbeweglich. Ein Pavier schleuste im Wind, der es ergriff und losließ, glitt scharrend ein paar Meter weit und lag abermals tot. Er versuchte sich langsam die Wand entlang bis zur Ecke.

Nun galt es, um sie herum zu spähen. Behutsam schob er die Knie vor — da kam von der anderen Seite eine andere der Seinen entgegen. Er fuhr zurück. Aber eine Hand fuhr nach, um die Haussante, und packte ihn.

Eine Frau. Sie hatte nichts Böses im Sinn. „Helfen Sie mir!“ bat sie. Frau mit schwarzem Tuch, angstvolles Gesicht, das den Reiz des Geschlechtes trug, jung, erblüht, spiegelndes Auge, voller Mund, schwarzes Haar, nach Art der Einfachen im aufgestickten Kopf getragen.

Das alles sah er. „Helfen!“ wiederholte sie. „Wenn er kommt — Jesus, da ist er!“ Sie zog ihn mit, in die Dunkelheit hinein. Er hatte nichts gesehen und keinen Schritt gehört. Trotzdem die Lage nun ernst und wirklich ein wenig bedrohlich sich ausnahm, war er fast völlig gefasst. Ein Feigling war er nicht. Er versuchte aus der Frau herauszuholen, wovor sie sich fürchtete.

„Bor ihm“, schnatterte sie mit den Zähnen und klammerte sich an ihn. — „Bor wem?“ — Keine Antwort. — „Was ist denn vorgefallen zwischen euch?“ — Die Frau lachte. „Do ist er“, jammerte sie erstickt und duckte sich.

„Aber nein“, beruhigte er sie. Und er hatte recht mit seiner gelassenen wachen Beobachtung. Niemand kam.

Die Frau schöpfe Atem und errang so viel Fassung, daß sie ein wenig reden konnte. Doch blieb sie unklar für den Neugierigen.

„Was kann ich denn dafür, wenn er meint, ich gehe mit einem anderen! Ich geh' aber mit seinem anderen. Ich traue mir nur nicht heim, weil er meint, ich ging nicht mit ihm.“

„Aber hören Sie“, sagte verwirrt der Neugierige, „wenn Sie nicht mit ihm gehen, wie können Sie da verlangen, daß er meint, Sie gehen mit ihm.“

„Ach, so doch nicht“, räumte sie unwirsch. „Er meint doch, ich gehe mit dem anderen. Und er läßt nicht mit sich reden. Er ist einfach drauf aus, mir's heimsuzahlen — das, was er meint. Aber er meint das Falsche. Ich geh' mit keinem, ich geh' nur mit ihm.“

Sie hatten etwas Quälendes, diese Worte, die im Kreise kreisten. Der Herr sagte daher: „Sie sprechen so viel vom Gehen, liebe Frau. Das Beste wird sein, Sie gehen jetzt nach Hause. Das ist alles nur halb so schlimm. Er wird gewiß schon schlafen. Und wenn er nicht schläft, dann rufen Sie ihm gleich zu: „Läß mich erklären!“ Aber Sie müssen überzeugend rufen, dann wird er an sich halten und Sie anhören. Eine Frau kann immer einen Mann swingen, sie anzuhören.“ — „Den nicht!“ sagte sie zitternd.

„Auch ihn“, befahl der Neugierige, dessen Neugier sehr nachließ. „Gehen Sie nur.“

"Kommen Sie mit? Dann trau ich mich!" bat sie, aber zweifelnd an ihm und beinahe schon höhnisch.

"Das ist doch unmöglich", erklärte er. "Das wissen Sie ja. Denn so wäre ich der, mit dem Sie gingen, und er hätte recht — nein, falsch: es sähe nur aus, als hätte er recht."

"Dann bleib ich", beharrte sie.

"Gut, dann muß ich das Feld räumen", schloß er wie zum Abschluß.

"Er kommt! Retten Sie mich!" schrie sie und hing sich an ihn.

Da kam jener wirklich. Er kam von hinten her aus dem Schwarzen — oh, nicht, von wo er vermutet wurde — sie gleich, daß die Steine dröhnten und war gleich dort, wo die Beiden standen wie auf halbheller Bühne. Begriff das Weib, daß dort gar kein Schutz mehr war, wo sie eben

noch sich an schmiegte? Sie flog zur Seite und stand gekrümt im Kinnstein. „Las mich erklären!“ gelte sie.

Aber dem einstmal Neugierigen schien sie ruhig gar nicht überzeugend. Und so war es auch. Er, wortlos, wurde von dem wortlos Wütenden angenommen — angefallen von dem Laufenden, dem Fuchtelnden. Er warf die Hände hoch, im gleichen Augenblick fühlte er, wie der Hut ihm nach rückwärts glitt, ein brauner Hut, der zu Boden fiel wie ein Toß.

Da empfing er den Schuß, abgegeben aus nächster Nähe, mitten durch Hals und Halswirbel, den tödlichen.

Letzter Gedanke war, daß ihm Hemmisse beinahe nicht erlaubt hätten, diesen Ort zu gewinnen, der ihn liefern sollte. Er starb sehr schnell. Indem fuhr wieder ein leerer Straßenbahnwagen, der allerlebte dieser Nacht, da draußen vorbei . . .

Das Reich der Technik

Großleistungen der deutschen Technik.

Von Ernst Trebesius.

Das größte Schiffshebewerk der Welt. — Eine Riesenkarusseldrehbank für 18 bzw. 22,5 Millimeter Durchmesser. — Der größte aus einem Stück bestehende Isolator.

Veranlaßt durch die zahllosen Berichte über das technisch-industrielle Schaffen der Amerikaner, die in der Nachkriegszeit über das deutsche Volk niederrassierten, hat sich bei uns in manchen Köpfen die Meinung festgesetzt, daß die Führung auf technischem Gebiet nunmehr endgültig auf die Nordamerikaner übergegangen ist. Drüben haben sie ja bekanntlich die längsten Hängebrücken, höchsten Wollenträger, größten Lokomotiven, billigsten Autos und — das meiste Geld der Welt, was sicherlich auch die höchste Leistungsfähigkeit auf allen sonstigen Industriegebieten bedeutet. — Gemaß diesen unzweifelhaften Spitzenleistungen der Amerikaner kann die deutsche Technik mühelos eine stattliche Anzahl anderer technischer Großleistungen der Nachkriegszeit entgegenstellen. Beweis: der Flug des „Dornier X“ mit 169 Passagieren, der neue Weltrekord im Segelflug von 14 und $\frac{1}{2}$ Stunden Dauer, „Graf Zeppelin“ Weltfahrt in 12½ Tagen, die wunderbare Schöpfung des Zeissplanetariums, die Verflüssigung der Kohle, der größte Dieselmotor der Welt mit 15 000 PS Leistung, die größten Betonkuppeln und der höchste Schornstein der Welt in Leipzig, die Gewinnung des blauen Bandes des Oceans durch die „Bremen“, die größte Förderanlage der Welt im Ruhrgebiet, Schüttstans Spiegelverschrauben, das der Filmindustrie jährlich Millionen ausgaben erspart, die Elektrifizierung Irlands durch die deutsche Industrie usw.

Zu diesen technischen Taten gesellen sich drei weitere, bisher noch nicht bekannt gewordene Großleistungen, die deshalb nachstehend etwas eingehender geschildert werden sollen.

Das vor drei Jahrzehnten fertiggestellte Schiffshebewerk Henrichenburg bei Dortmund, das Schiffe bis zu 800 Tonnen um 16 Meter zu heben vermag, wird den Ruhm, das größte deutsche Schiffshebewerk zu sein, in einigen Jahren an ein zurzeit im Bau befindliches Hebewerk bei Niederfinow abtreten müssen. Auf dem Großschiffahrtsweg Berlin-Stettin müssen die Schiffe in der Nähe Eberwaldes nicht weniger denn vier Schleusen des Hohenwollerskanals passieren, um einen Höhenunterschied von 37 Meter zu überwinden. Da jede Schleuse rund 9 Meter Höhenunterschied auszugleichen hat, so nimmt das Durchschleusen der Schiffe durch alle vier Kammern einige Stunden Zeit in Anspruch. Der starke Aufschwung des Verkehrs auf dieser Wasserstraße ließ deshalb die Abstellung der vorliegenden Beschwerne als dringend notwendig erscheinen. Nach dem Vorbild von Henrichenburg und anderer Anlagen entschlossen sich die Wasserbautechniker zur Errichtung eines gewaltigen Schiffshebewerkes, in dem Schiffe bis zu 1000 Tonnen um 37 Meter gehoben werden können. Das Bauwerk wurde bereits 1926 begonnen und soll 1934 seiner Bestimmung übergeben werden.

Im Gegensatz zu dem Hebewerk Henrichenburg, dessen Schiffsstrog durch fünf Schimmer getragen wird, wird der Wassertrog des im Bau begriffenen Hebewerks bei Niederfinow durch Drahtseile, die über Rollen laufen und am anderen Ende durch Gegengewichte belastet sind, getragen. Das Gewicht des gefüllten Wassertroges mit oder ohne Schiff wird in allen Fällen 4200 Tonnen betragen. Fährt ein Schiff in den Trog, so verdrängt es so viel Wasser daraus,

als es selbst wiegt. Das steis gleichbleibende Gewicht des Troges kann also durch Gegengewichte so genau ausgeglichen werden, daß lediglich die Reibung des Troges in seiner Führung und die Reibung der Rollen in ihren Lagern zu überwinden ist. Da der riesige Schiffsstrog an 256 Drahtseilen von je 52 Millimeter Durchmesser aufgehängt wird, so müssen die vier Antriebsmotoren des Hebewerks immerhin 300 PS Leistung entfalten. Die Überwindung des 37 Meter betragenden Höhenunterschiedes wird einschließlich des Ein- und Ausfahrens der Schiffe nur etwa 20 Minuten in Anspruch nehmen. Dieser erhebliche Zeitgewinn rechtfertigt denn auch die Aussage der mit 24 Millionen Mark ange- setzten Baukosten für dieses größte Schiffshebewerk der Welt.

Zur Bearbeitung großer Schwungräder, Seilscheiben, Turbinengehäuse usw. verwendet man im Maschinenbau schon seit Jahrzehnten die sogenannten Karusseldrehbänke, bei denen die Planscheibe in magerechter Ebene umläuft. Das Unwachsen der Kraftmaschinengröße bedingte auch immer größere Abmessungen der Karusseldrehbänke. Bereits vor dem Kriege wurde von Ernst Schieß in Düsseldorf eine Karusseldrehbank gebaut, die bei 11 Meter Planscheibendurchmesser rund 300 000 Kilogramm wog. Dieser Riese unter den Arbeitsmaschinen wurde nun kürzlich durch eine neue Schöpfung dieser Fabrik weit in den Schatten gestellt. Zunächst weist die Planscheibe der neuen Maschine, die zurzeit wohl als die größte ihrer Art auf der ganzen Welt anzusehen werden darf, den statlichen Durchmesser von 12 Meter auf. Die konstruktive Ausführung gestattet es, die Ständer auf ihren Ketten nach hinten zu ziehen. Bei gänzlich ausgerückten Ständern können Werkstücke von 18 Meter Durchmesser bearbeitet werden. Wird das Portal entfernt, dann lassen sich sogar noch Ringe von 22,5 Meter auf diesem Giganten abdrehen. Neuartig an dieser Maschine ist außerdem die Ausführung der Planscheibe, die aus einer inneren Kernplanscheibe mit 6,5 Meter Durchmesser und einer äußeren ringförmigen Planscheibe mit 12 Meter Durchmesser besteht. Diese Ausführung ermöglicht es, je nach Bedarf nur die innere oder äußere Planscheibe laufen zu lassen. Beide können natürlich auch zusammenlaufen, und dann mit Werkstücken bis zu 300 Tonnen Gewicht belastet werden. Die größte Arbeitshöhe beträgt 5 Meter. Zum Hauptantrieb der 700 Tonnen schweren Karusseldrehbank ist ein Motor von 250 PS Leistung erforderlich.

Die immer größere Ausdehnung der Fernstromnetze erfordert mit Rücksicht auf wirtschaftlichen Betrieb die möglichste Vermeidung von Stromverlusten. Die Möglichkeit dazu bietet die Anwendung sehr hoher Spannungen. Die hohen Spannungen erfordern ihrerseits wieder sehr große Abmessungen der verwendeten Isolatoren. Bis zu welcher Größe diese schon angewachsen sind, zeigt ein Isolator aus Edelsteinzeug, der mit 3336 Millimeter Länge das größte Gebilde dieser Art darstellt. Zu den Isolatoren ganz großer Abmessungen wird seit einigen Jahren in zunehmendem Maße das Edelsteinzeug Sillimanit verwendet, da sich mit ihm die Forderung der Elektrotechniker nach Isolatoren, die auch in den größten Ausführungen aus einem Stück, also ohne Rücksellen und Garnierfugen bestehen sollten, ohne besondere Schwierigkeiten erfüllen läßt. Wenn an Stelle des 220 000 Volt-Spannung später einmal die von 380 000 Volt treten sollte, womit natürlich ein weiteres Anwachsen der Isolatorengröße verbunden wäre, dann könnten auch die Anforderungen der Elektrotechnik seitens der Steinzeugindustrie voll und ganz erfüllt werden.